

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Judith Pinnow

Versprich mir, dass es großartig wird ...

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Kapitel 1

Ich erkenne die Stimme sofort. »Hi, hier ist Lena«, sagt sie. Der Satz schießt mir in den Bauch, macht dort eine Menge Unordnung und steigt mir dann in den Kopf. Hitze breitet sich auf meinem Gesicht aus.

»Lena?!«, wiederhole ich, weil keine anderen Wörter zur Verfügung stehen. Sie lacht ihr Lachen. Es klingt genau wie vor zwanzig Jahren, als wir jung und wild waren und noch genau wussten, was wir vom Leben wollten.

Lena und ich – wir waren einfach unschlagbar.

Wir lernten uns 1995 in New York kennen, als Schauspielschülerinnen am Lee Strasberg Theatre Institute. Großes Kino also, oder besser gesagt: großes Theater.

Ich brauche dringend einen Stuhl. Leider stehen in unserer kleinen Küche keine, also lasse ich mich einfach auf die Fliesen sinken. Der brummende Gefrierschrank im Rücken gibt mir etwas Sicherheit.

Die Pause nach meinem »Lena?!« dauert jetzt schon viel zu lange. Gleichzeitig fangen wir an zu reden: »Was machst du, wie ...« – »Franzi, ich dachte, ich ...«

Wir brechen ab und lachen gemeinsam ein kleines, nervöses Lachen. Aber jetzt haben wir eine Mini-Gemeinsamkeit, an der wir uns entlanghangeln können wie an einem dünnen Seil. »Wie geht es dir?«, fragt sie.

Wie fasst man dreizehn Jahre in einer Antwort zusammen?

»Gut, doch, wirklich gut«, sage ich. »Und dir?«

»Auch, ich ... weiß gar nicht, wo ich anfangen soll! Du fragst dich sicher, warum ich plötzlich anrufe.«

»Es ist schön, dass du anrufst«, sage ich schnell. Ich bin nicht bereit, Entschuldigungen zu hören oder womöglich selbst welche aussprechen zu müssen.

»Ich wollte mich so lange schon melden, aber ...« Sie bricht unsicher ab.

»Wo wohnst du? Was macht die Schauspielerei?«, helfe ich ihr zurück zu unserem dünnen Seil.

»Ich wohne immer noch in Berlin. Ich bin so froh, dass deine Nummer noch stimmt!«

Lena hat mich auf dem Handy angerufen. Meine Handynummer hat sich noch nie geändert. Es ist immer noch die allererste, die wir damals bekamen, als Bernd und ich unser erstes Handy hatten, eins für uns beide.

»Bist du noch mit Bernd zusammen?«, fragt sie.

»Ja! Und wir ...« – sind glücklich, will ich sagen, aber das kommt mir so pathetisch vor – »... wir verstehen uns sehr gut.«

»Schön«, sagt sie. »Was macht Mia?« Sie weiß den Namen meiner Tochter noch. »Wie alt ist sie jetzt?«

»Sie ist gerade vierzehn geworden.«

»Vierzehn?!?!«, wiederholt Lena ungläubig. »Wahnsinn.«

Wahnsinn, wie lange wir nicht gesprochen haben, denke ich.

»Und habt ihr noch mehr Kinder?«, will sie wissen.

»Lukas. Er ist neun.« Wieder eine Zahl, die klarmacht, dass dreizehn Jahre zwischen uns stehen. »Und du? Hast du Kinder?«, frage ich, obwohl ich die Antwort ahne. Ich hätte vermutlich mitbekommen, wenn Lena ein Kind bekommen hätte. In irgendeiner Zeitung wäre es sicher eine kleine Randnotiz gewesen.

»Nein. Keine.« Die Antwort kappt unser dünnes Seil. Ich hätte das nicht fragen sollen, noch nicht. Dafür fällt es ihr jetzt leichter, ihr Anliegen vorzubringen. Ich habe das Gefühl, ihr

nun etwas schuldig zu sein, und sage deshalb sofort zu. Als ich schließlich auflage, habe ich Kopfschmerzen.

»Wer ist Lena?«, fragt Mia, als ich Bernd beim Abendessen von dem Anruf erzähle.

»Deine Patentante«, sagt Bernd.

Mia überlegt. »Die mit der Kette?« Ich nicke.

Lena hatte Mia zur Taufe eine silberne Kette geschenkt mit kleinen Flügeln als Anhänger. »Trag du sie, bis sie selbst groß genug ist. Lad sie auf mit Liebe!«, hatte sie zu mir gesagt. Mia hat die Kette zum zwölften Geburtstag von mir bekommen. Viel weiß sie nicht von Lena.

»Wie alt war ich, als ich sie das letzte Mal gesehen habe?«, will sie wissen. Bernd schaut mich grübelnd an.

»Zehn Monate«, sage ich.

»Das weißt du aber ganz schön genau«, sagt Lukas beiläufig und schaufelt sich schnell noch die letzten drei Baguettescheiben auf seinen Teller. Mia merkt es und nimmt ihm kommentarlos zwei weg. Bevor er protestieren kann, nehme ich eins von Mias Teller und platziere es bei Bernd. Der wiederum legt es lächelnd auf meinen Teller.

»Und was genau sollst du jetzt bei diesem Interview sagen?«, fragt er.

Lena spielt demnächst in einer Serie die Hauptrolle. Das ist nichts Besonderes, sie spielt seit Jahren Hauptrollen. Sie ist der geborene Hauptrollentyp, während es bei mir gerade mal zu winzigen Nebenrollen gereicht hatte. Miniwinzige Nebenrollen, die leider auch immer nur ein einziges Mal auftauchten. Lenas neue Serie spielt in einer Schauspielschule. Sie ist die Lehrerin, die ihren Schülern nicht nur die Kunst des Schauspielens beibringt, sondern sie auch alles über das Leben lehrt, oder so ähnlich.

»Der Sender fand das witzig, ein Backstage-Bericht über Lena und ihre eigenen Anfänge auf der Schauspielschule. Ich

soll erzählen, dass sie schon immer hervorragend war und dass man damals schon erahnen konnte, dass sie Karriere machen wird.«

»Das hat sie so gesagt?«, fragt Bernd.

»Nein, natürlich nicht.« Ich malträtiere meine Baguette-scheibe mit der zu harten Butter. »Aber so läuft das doch. Die wollen sicher nicht hören, dass sie sich vor jeder Szene auf der Bühne erst mal dreißig Minuten im Klo einschloss, weil sie Dünnpfiff hatte.«

Lukas lacht laut. Das trifft genau seinen neunjährigen Humor. »Warum hast du da zugesagt?«, fragt Bernd, der merkt, dass mich die ganze Sache nicht gerade glücklich macht.

»Ja, was hätte ich denn sagen sollen?«, fahre ich ihn an. »Hätte ich sagen sollen, nein, ich mache beim Interview nicht mit, aber nett, dass du dich nach dreizehn Jahren mal wieder meldest?«

Mia schaut mich an. »Meinst du, sie hätte sich auch so gemeldet?«

»Ich denke nicht«, antworte ich wahrheitsgemäß. »Aber nach dreizehn Jahren braucht man auch schon einen Grund, um anzurufen.«

»Und ich bin kein Grund?«, fragt sie.

Ich muss aufstehen und rausgehen. Ich schnappe mir Bernds Jacke, die auf der Sessellehne rumlummelt, und gehe auf die Terrasse. Die hellen Fliesen glänzen im Mondlicht. Der Aprilhimmel zeigt keine Sterne, aber der Mond hat sich ein kleines freies Stück zwischen den Wolken erkämpft, durch das er scheinen kann. Durch die Terrassentür kann ich sehen, wie meine Familie den Tisch abräumt. Erst noch alle zusammen, kurze Zeit später nur noch Bernd. Ich ziehe die Jacke an und gehe ein paar Schritte durch den kleinen Garten. Meine Hausschuhe werden feucht vom nassen Gras, aber ich gehe immer weiter. Vielleicht kann ich so den Tränen entkommen. Am Apfelbaum bleibe ich stehen. Eine große Kastanie wäre jetzt gut, mit einem

dicken Stamm, den man umarmen kann. Stattdessen halte ich mich an einem dünnen, kleinen Bäumchen fest. Sobald ich stehe, haben sie mich. Die Tränen laufen mir über die Wangen. Ich versuche, so zu heulen, dass möglichst wenig Wimperntusche verläuft. Was lernt man nicht alles als Frau in über vierzig Jahren. Plötzlich wünsche ich mir zu rauchen, meinen Fingern eine Aufgabe zu geben. Ich würde meine Taschen abklopfen nach der Zigarettenschachtel. Sie erleichtert finden, eine aus der Packung schütteln, anzünden, den scharfen Rauch einatmen und etwas husten. So wie Lena und ich früher auf der Feuertreppe im East Village in New York ...

Die Treppe ist so eng, dass wir nicht nebeneinander, nur hintereinander sitzen können. Wenn es hier echt mal brennt, hat man richtig Pech, wenn ein Lahmarsch vor einem die Treppe runterklettert. Überholen kann man jedenfalls nicht. Eigentlich ist es verboten, die Feuertreppen ohne Notfall zu betreten, oder, wie wir es tun, zu »besitzen«. Wir sind Anfang zwanzig und leben von Verboten, wir ernähren uns geradezu davon. Mein Apartment liegt im East Village, einer bunten, von Künstlern inspirierten Gegend. Also, jetzt nicht so schick und cool wie SoHo, mehr so undergroundmäßig. Im East Village wohnst du, wenn du dein Talent entdeckt hast und entwickelst, in SoHo, wenn du es dann geschafft hast.

Mein kleines Apartment ist ein Riesenglück. Kein Mensch kann es sich hier leisten, allein zu wohnen. Ich habe die Wohnung von Winnie bekommen.

Winnie hat mich auch auf die Idee gebracht, in New York auf die Schauspielschule zu gehen. Als wir uns beim Abitreffen wiedersehen, hatte sie gerade zwei Jahre Lee Strasberg hinter sich und war begeistert. Den ganzen Abend hat sie mir von der tollen Schule vorgeschwärmt, was man da alles lernt und wie cool die Lehrer sind, und natürlich, wie genial es ist, in New York zu sein. Sie erzählte so begeistert, dass ich sogar meinen Plan vergaß, mit

Hannes zu knutschen, obwohl ich mir das fest vorgenommen hatte.

In den letzten zwei Jahren nach dem Abi hatte ich blöde Jobs angenommen, um Geld zu verdienen. Eigentlich wollte ich mit dem Geld eine Weltreise machen, aber da mir meine Eltern im Nacken saßen mit der großen Frage, wann ich denn nun endlich ein Studium oder eine Ausbildung beginnen würde, traf Winnies Vorschlag genau ins Schwarze. Die Welt sehen, also New York UND ein Studium anfangen. Perfekt. Ich hielt mich nicht für eine geborene Schauspielerin, obwohl ich natürlich in der Schultheatergruppe war und da auch die eine oder andere Hauptrolle bekommen hatte. Es machte mir Spaß, auf einer Bühne zu stehen, und auf ein Hochschulstudium hatte ich so gar keine Lust. Wieder rumsitzen und lernen? Und was sollte ich bitte studieren? Ich habe weder besondere Fähigkeiten noch besonderes Interesse an den üblichen Fächern, die meine Klassenkameraden alle belegen.

Winnie brauchte nicht lange, um mich zu überzeugen. Meine Eltern waren zwar nur mittelmäßig begeistert, erklärten sich dann aber doch bereit, mir die Flüge zu bezahlen. Wenn ich gut haushalte, müsste mein Geld für neun Monate hier reichen. Zur Not ziehe ich einfach zu Lena.

Lena wohnt auf der Upper West Side, bei einer durchgeknallten Frau. Sie heißt Lorie, aber wir nennen sie nur Messie. Lena muss abends ihr Zimmer abschließen und sich das Telefon neben das Bett legen. »9-1-1, du wählst sofort 9-1-1, wenn sie nachts mit einem Messer in der Hand bei dir im Zimmer steht!«, bläue ich ihr ein. Lena lacht ihr Lachen. Es purzelt aus ihr heraus, viel tiefer als ihre Sprechstimme. »Nein, im Ernst, die Frau macht mir Angst!«, sage ich und blase den Rauch links durch das Gitter der Feuerterrepe, um es ihr nicht in die Haare zu pusten.

Sie sitzt vor mir, so dicht, dass wir uns berühren. Meine Knie an ihrem Rücken. Unser Blick schweift über die Straße und die gegenüberliegenden Häuser. Im East Village gibt es keine Wol-

kenkratzer. Ich wohne im dritten Stock. 506 East 5th Street, zwischen Avenue A und B, Apartment 3 b.

Winnie hat mir lange Listen geschrieben, wo ich was einkaufen kann und wo man abends hingeht und sogar, wen ich anrufen soll, wenn ich Pot rauchen will. Dann kommt angeblich so ein Pizzatyp und liefert das.

Einmal haben Lena und ich da angerufen, haben aber nur einen Anrufbeantworter erreicht. Kichernd haben wir dann meine Nummer hinterlassen, und der Idiot hat mich mitten in der Nacht zurückgerufen. Nachts aufzuwachen ist immer scheiße, weil man so lange braucht, um wieder einzuschlafen, überall jaulen die Sirenen. Kein vernünftiges Tatütata wie in Deutschland, sondern ein unregelmäßiges Uuuuuuip, uip, uiupipipipipip, uuuuuuuuuip. Als würde man ein Kind mit einer kaputten Hupe spielen lassen.

»Lorie ist schon okay«, sagt Lena. Okay ist jetzt nicht das Wort, das mir als Erstes zu ihr einfällt. Obwohl sie schon einen sehr guten Eindruck machen kann, wenn sie will. Ich war dabei, als Lena sich das Zimmer anschaute. Man kann sich in New York nicht allein mit jemandem, den man nicht kennt, in einer fremden Wohnung treffen, das weiß jeder, auch Lorie. Sie hatte aufgeräumt, und ihre winzige Zweizimmerwohnung sah top aus. Also, sie war jetzt nicht supersauber, das nicht. Aber aufgeräumt. Lenas Zimmer überzeugte uns sofort. Es hat ein großes Fenster zur Straße raus im ersten Stock. Also hoch genug, dass niemand einsteigen kann. Das Bett steht auf einem Podest, man muss ein bisschen hochklettern, dann liegt man da wie eine Prinzessin. Vor einem die Zimmertür, was gut ist, falls die durchgeknallte Messie echt mal nachts reinkommt, rechts vom Bett das schöne Fenster, und links gibt es eine Nische in der Wand, auf der Lenas ganzer Kram steht. Lippenbalsam, ohne den sie keinen Schritt macht. Wahrscheinlich schleppt sie das Zeug sogar immer mit auf die Toilette. Fotos, Textbücher, Haargummis, Wasserflaschen.

Beim Besichtigungstermin hat uns Messie Kekse angeboten, Tee gekocht, es brannte sogar eine Kerze auf dem winzigen Tisch in ihrem Zimmer. Sie nannte Lena dauernd »Dear« und »Darling« und »Sweetie«, was jetzt nicht furchtbar unüblich ist in New York, aber von einer älteren Frau, ich glaub Messie ist so Mitte dreißig, war das irgendwie spooky. Sie war jedenfalls hin und weg von Lena, das kannte ich ja schon. Das geht jedem so, sogar mir.

Auf Lena passt das Wort *amazing*. Sie ist groß, das bin ich auch, und blond, auch das bin ich. Sie hat eine tolle Figur, sogar da kann ich mithalten, aber alles an ihr ist irgendwie sinnlich. Die Art, wie sie redet, wie sie den Kopf schief hält. Wie sie gedankenverloren mit den Eiswürfeln in ihrem Glas spielt. Einfach alles. Bis ich Lena traf, dachte ich immer, ich hätte das gewisse Etwas, aber wenn man das dann an einer anderen Person plötzlich sieht, kommt man schon ins Zweifeln.

»Hast du in letzter Zeit mal wieder in ihr Zimmer geschaut?«, frage ich und schaue zu, wie meine Zigarette wegglimmt. Lena und ich rauchen nicht richtig, aber wir finden, es gehört zum New-York-Feeling, ab und zu auf der Feuertreppe zu sitzen und zu rauchen. In allen Filmen tun sie das, also müssen wir das auch. Wenn man selten raucht, braucht man auch nur ein, zwei Züge, die man mühsam in der Lunge behalten muss, damit es wirkt. Dann macht einen das Nikotin ein bisschen schwindelig und leicht. Genauso sollte man sich in New York fühlen, finden wir.

Sie legt den Kopf zurück, so dass er auf meinem Schoß liegt, und blinzelt mich unter ihrem langen Pony an.

»Nö. Ich will es gar nicht sehen.«

»Ich wette, sie hat wieder alle Schuhe auf dem Bett!«, sage ich und streiche Lenas weiche Haare zur Seite, damit ich ihre Augen sehen kann. Braune Augen mit dichten schwarzen Wimpern, in krassem Kontrast zu ihren hellen Haaren.

»Ob sie die Pflanzen wieder eingetopft hat?«

Als wir das letzte Mal durch einen Türspalt in Messies Zimmer gelinst hatten, sah es aus, als hätte ein Drogenabhängiger nach Stoff gesucht. Herausgerissene Topfpflanzen lagen in einem wilden Durcheinander aus Klamotten, Schuhen und sogar Bratpfannen auf dem Boden, dem Tisch und auch auf dem Sofa, auf dem Messie schläft. Wie sie in all dem Chaos überhaupt schlafen kann, ist uns ein Rätsel.

Lena dreht sich zu mir um. Sie will nicht länger über ihre durchgeknallte Vermieterin sprechen. »Gehen wir los?«, fragt sie und steht auf.

Ich frage nicht, wohin, und klettere durch das Fenster in meine kleine Wohnung.

In New York brauchst du kein Ziel. Egal, wo du ankommst, es lohnt sich, dort zu sein.

»Franzi?« Bernd steht in der Terrassentür und späht angestrengt in den dunklen Garten. Der Mond ist weg, hat sich hinter die Wolken verzogen. Ich antworte nicht, gehe aber langsam mit meinen nassen Hausschuhen auf ihn zu. Er will etwas sagen, irgendeine Familieninfo. Vielleicht sucht Mia ihr Französischbuch, oder Lukas braucht noch einen Gutenachtkuss. Als er mich sieht, sagt er nichts und umarmt mich stattdessen lange und fest. Dann hebt er mich ein kleines Stück hoch und schleppt mich über die Kante der Terrassentür ins Wohnzimmer. Dabei schnauft und stöhnt er, als müsste er eine Elefantenkuh tragen.

»Wer braucht noch was?«, frage ich, als ich mich von ihm löse.

»Lukas möchte, dass du ihm vorliest.« Er schaut mich fragend an.

Ich weiß, ich könnte nein sagen, und er würde für mich einspringen. Aber manchmal sind die *13½ Leben des Käpt'n Blaubär* genau das, was man braucht, um runterzukommen. Wenn ich schon nicht rauchen kann.

Ich gehe rüber in den »Kindertrakt« unseres Bungalows. Un-

ser Haus ist in L-Form gebaut. Die beiden haben ihr Zimmer im unteren L-Ende. Erst kommt Mias Zimmer. Es ist ein bisschen größer als das von Lukas. Dann kommt das Kinderbad, in dem es keine Badewanne, sondern nur eine Dusche gibt, und die dritte Tür führt in Lukas' Zimmer. Er sitzt auf dem Boden und baut an einem Legoding. Könnte ein Raumschiff sein oder ein Kran. Ich frage nicht nach, um keine ausführliche Erklärung zu bekommen, sondern scheuche ihn ins Bett und kuschele mich daneben in seine Meerbettwäsche. Kleine Krabben, Fische und Leuchttürme umhüllen uns. Lukas ist im Meeresfieber. Über seinem Bett hängt ein echtes Fischernetz. Er hat es im Urlaub in Holland zerrissen am Strand gefunden. Am liebsten hätte er es noch mit toten Krebschellen dekoriert, aber das Netz stank so schon genug. Nach zweimal Waschen ging es, aber ich bilde mir ein, immer noch was zu riechen, wenn ich bei ihm im Bett genau darunterliege. Während ich lese, fuchelt Lukas mit seinem Kescher, der immer griffbereit neben dem Bett liegt, in der Luft herum. Ich bin daran gewöhnt, dass er immer rumhampelt.

Mia war ganz anders. Schon als Baby liebte sie es, wenn man ihr Bücher vorlas. Andächtig saß sie auf meinem Schoß und tippte mit ihrem kleinen Finger die Seiten an. »Dida«, forderte sie mich auf, die Seite zu lesen. Bei Lukas versuchten wir es gar nicht erst. Bücher musste man ganz weit oben verstecken, weil er mit großer Begeisterung die Seiten herausriss. Stillsitzen und zuhören ist nichts für ihn. Als er fast drei war, sagte ich zu Bernd, dass das so nicht geht. Man müsse dem Kind doch auch mal was vorlesen. Also nahm ich eins der Traktorbücher, die Lukas sonst zum Weitwurf benutzte, setzte mir den kleinen Typ auf den Schoß und begann zu lesen. Nach zwei Sätzen versuchte er, von meinem Schoß zu klettern. Ich hielt ihn fest und las weiter. Es wurde ein richtiger Ringkampf daraus. Mit einer Hand bekämpfte ich meinen Dreijährigen, mit der anderen hielt ich das Buch und las.

Dagegen ist das heute schon tiefenentspannt, wenn man nur

ab und zu ein von Lukas im Kescher gefangenes Stofftier auf den Kopf bekommt.

Ich lese seitenlang, wie der Blaubär von der furchterregenden Waldspinnenhexe verfolgt wird.

»Lukas?«

»Hm?«

»Wenn ich dich jetzt gleich die letzte Seite im Kapitel lesen lasse, kannst du dann heute mal das Stöhnen und Jammern weglassen?« »Aber warum MUSS ich denn immer lesen?«, jammert er.

»Da ist schon das Jammern«, stelle ich fest. »Kommt jetzt das Stöhnen?«

Er stöhnt und kichert dabei. Ich kitzele ihn, und das Kichern wird ein Kreischen. Wir toben eine Weile auf der Meerbettwäsche herum, bis er sich ausgezappelt hat. Dann nimmt er anstandslos das Buch und liest fast flüssig die letzte Seite von Kapitel sieben.

Ich mache das Licht aus, küsse ihn auf die Stirn, checke, ob sein Wecker gestellt ist, und umlaufe all seine Legobauwerke auf dem Boden.

»Pass auf, dass du nicht in ein Dimensionsloch fällst!«, sagt Lukas.

»Ich gebe mir Mühe. Obwohl wir ja gerade gelesen haben, dass das sehr praktisch ist, wenn man vor der Waldspinnenhexe flüchten muss.«

Er spielt nach, wie er auf der Flucht in ein Dimensionsloch fällt, und lässt sich krachend auf seine Matratze plumpsen.

»Schlaf!«, befehle ich und verlasse sein Zimmer.

Mia höre ich durch die geschlossene Zimmertür leise reden. Sie telefoniert, also gehe ich ohne Zwischenstopp bei ihr direkt ins Wohnzimmer.